

HEYNE <

Das Buch

Amerika in den späten Sechzigerjahren: LSD-Experimente, San Francisco, Blumenkinder. Und eine Busreise, wie es sie nie zuvor gegeben hat. 1968 beschrieb Tom Wolfe die legendäre Reise von Ken Kesey und seinen »Merry Pranksters« in *Electric Kool-Aid Acid Test*. Ein Buch, welches längst als »Neues Testament der Hip-Mythologie« gilt. Kesey, der Autor des Klassikers *Einer flog über das Kuckucksnest*, gründet Mitte der 60er-Jahre die Unerschrockenen Reisen GmbH, kauft für 1500 Dollar einen 1939er Schulbus, welcher in der Folgezeit als DER BUS zum Symbol des neuen, LSD-erweiterten Bewusstseins werden sollte. Zur gleichen Zeit macht sich Tom Wolfe einen Namen als der »heißeste Schreiber« der *Herald Tribune*. Neben Truman Capote und Norman Mailer gilt er als der bedeutendste Vertreter des New Journalism, der die Grenzen zwischen erzählender Prosa und Berichterstattung aufhebt. Aus einer geplanten Kurzgeschichte über Kesey wird ein umfassendes Dokument der Prankster-Historie. Er hört Bänder ab, sieht Filme, studiert Tagebücher und Briefe, und unterhält sich mit Dutzenden von Ohren- und Augenzeugen. Mit sich stakkatohaft überschlagernder Sprache schickt Wolfe den Leser mitten hinein in die LSD-Trips der Pranksters: Der Leser ist unmittelbar dabei, auf Reise mit Timothy Leary, Allen Ginsberg, Jack Kerouac, den Hell's Angels, den Grateful Dead und natürlich Ken Kesey.

Der Autor

Tom Wolfe, 1931 in Richmond, Virginia, geboren, lebt in New York. In den Sechzigerjahren gehörte er mit Truman Capote, Norman Mailer und Gay Talese zu den Gründern des New Journalism, einer Synthese aus Journalismus und Literatur. Der vielfach preisgekrönte Schriftsteller war international längst als Sachbuchautor berühmt, ehe er 1987 mit *Fegefeuer der Eitelkeiten* seinen ersten Roman vorlegte, der auf Anhieb zum Weltbestseller wurde. Weitere Romane waren *Ein ganzer Kerl* und *Ich bin Charlotte Simmons*.

Lieferbare Titel (bei Heyne)

Ich bin Charlotte Simmons

TOM WOLFE

The Electric Kool-Aid Acid Test

Die legendäre Reise von Ken Kesey
und den Merry Pranksters

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Schmid

Vom Übersetzer
durchgesehene Neuausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE ELECTRIC KOOL-AID ACID TEST erschien bei
Farrar, Straus and Giroux, Inc., New York

Die Zitate in diesem Buch stammen aus folgenden Werken:

Hermann Hesse, *Morgenlandfahrt*

© Suhrkamp Verlag 1968

Joachim Wach, *Religionssoziologie*

© Mohr Verlag 1951



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 03/2009
Copyright © der Originalausgabe 1968 by Tom Wolfe

Copyright © dieser Ausgabe 2009
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40621-6

www.heyne.de

INHALT

1	SCHWARZGLÄNZENDE FBI-SCHUHE	7
2	DAS BLASENTOTEM	29
3	DER ELEKTRISCHE ANZUG	40
4	WIE FINDEN'SE DENN MEINEN BUDDHA?	50
5	DIESER REMMIDÄMMRIGE NEONSTAUB	82
6	DER BUS	99
7	NICHT GENEHMIGTES ACID	125
8	WIE MAN DIE MASSES BEDUDELT	141
9	DER KRYPTA-TRIP	148
10	TRAUMKRIEGE	153
11	DIESES UNAUSGESPROCHENE DING	174
12	GEKASCHT	209
13	DIE HELL'S ANGELS	233
14	EIN WUNDER IN NUR SIEBEN TAGEN	252
15	EINE WOLKE	272
16	DIE TIEFGEFRORENE JUG BAND	294
17	DER EINE ODER ANDERE ABSCHIED	312
18	COSMOS TASMANISCHE TEUFELEI	314
19	DAS TRIPS-FESTIVAL	340
20	DER STARKSTROMBRAUSEACIDTEST	363
21	DER FLÜCHTLING	391
22	¡DIABLO!	417
23	DIE ROTE FLUT	424

24	KNAST AUF MEXIKANISCH	443
25	GEHEIMAGENT NUMERO UNO	451
26	DAS RÄUBER-UND-GENDARMEN-SPIEL	469
27	DIE REIFEPRÜFUNG	503
	EPILOG	557
	ANMERKUNG DES AUTORS	559

1 SCHWARZGLÄNZENDE FBI-SCHUHE

Das ist gar nicht mal so dumm, Cool Breeze. Cool Breeze, ein junger Bursche mit drei oder vier Tagen Bart im Gesicht, hockt neben mir auf dem gemusterten Walzblech der offenen Ladefläche eines Pickup-Trucks. Und mit dem geht es hopsholpernd dahin. Wir tauchen ein, kommen wieder hoch und schaukeln auf der verrotteten Federung des Vehikels dahin wie auf einem schlingernden Boot. Nach hinten raus sehen wir San Francisco den Hügel hinunterhopsen, Spaliere endlos ineinander gestaffelter Fenstervorbauten, Elendsquartiere mit einem tollen Blick auf die Bucht: Alles hüpf und strömt den Hügel hinab. Die Leuchtschilder mit den Martinigläsern aus Neonröhren, die in San Francisco die Bars markieren, strömen hüpfend den Hügel hinunter, eines nach dem anderen, Tausende von purpurnen Martinigläsern, und unter diesen Martinigläsern wirbeln Hunderte, Tausende von Menschen auf dem Absatz herum, um diesen ausgefreakten, total außer Rand und Band geratenen Pickup-Truck zu begaffen, auf dem wir dahinpreschen; ihre weißen Lahmarschgesichter platzen ihnen wie Marshmallows aus dem Revers; und schon strömen auch sie hopsend den Hügel hinunter – aber weiß Gott, bei uns hier gibt's aber auch wirklich was zu gaffen.

Und deshalb kommt es mir auch ziemlich komisch vor, als Cool Breeze allen Ernstes, das ganze Getöse übertönend, zu mir

sagt: »Ich weiß nicht so recht – wenn Kesey rauskommt – soll ich nun mit zum Lagerhaus oder nicht?«

»Warum denn nicht?«

»Na, weil auch die Bullen da aufkreuzen werden, Mann, und so wie die drauf sind, also echt, ich bin auf Bewährung, versteinde, ich weiß echt nicht, ob ich das bringen soll.«

Na ja, so gesehen ist das gar nicht so dumm, Cool Breeze. Leg dich nicht unnötig mit dem Gesocks an. Besser du machst es wie jetzt gerade – und fällst erst gar nicht auf. Aber im Augenblick hat Cool Breeze solchen Schiss vor den Sheriffs, dass er einfach dahockt, vor den Augen tausender Bauklötzer stauender Bürgerleute, mit einer Art Sieben-Zwerge-Schwarzwälder-Gnomen-Hut-Mütze auf dem Kopf, über und über mit Federn gespickt und außerdem noch mit DayGlo bemalt. Uns gegenüber auf der Ladefläche kniet, ebenfalls weithin sichtbar, den Kopf weit zurückgeworfen und übers ganze Gesicht strahlend, ein Indianermädchen, ein Halbblut vom Stamme der Ottawa namens Lois Jennings, auf deren Stirn ein blitzendes rundes Silbermedaillon prangt, das abwechselnd in grellen Blitzen explodiert oder Regenbogenfarben verschießt – je nachdem, wie es gerade von der Sonne getroffen wird. Ja, und außerdem hat sie einen langläufigen 45er Colt-Revolver in der Hand, und kein Mensch da draußen auf der Straße weiß, dass das bloß ein Spielzeugrevolver ist, mit dem sie da drauflosballert – *piuuuuu-piuuuuu!* –, immer auf die aus den Revers herausplatzenden Lahmarshmel-lowgesichter, wie Debra Paget in ... in ...

– Kesey kommt aus dem Knast!

Wir haben noch zwei weitere Sehenswürdigkeiten an Bord, wegen denen uns die da draußen so angaffen: das Schild mit »CUSTER STARB FÜR EURE SÜNDEN« auf der hinteren Stoßstange und unseren Fahrer, den Herzallerliebsten von Lois, Stewart Brand, einen hageren blonden Typen, der ebenfalls eine blitz-

de Silberscheibe auf der Stirn trägt und außerdem eine richtige Krawatte aus Indianerperlen um den Hals. Kein Hemd darunter, nur eine Krawatte aus Indianerperlen auf der nackten Haut und einen weißen Metzgerkittel, an dem eine Reihe Orden vom schwedischen König prangt.

Hier kommt ein besonders hübsches Exemplar, mit Diplomatenköfferchen und allen Schikanen, den geballten Groll eines so richtig erfüllten Tages auf dem Feierabendgesicht, und die ... Schuhe – wie die glänzen! –, und was zum Teufel wollen denn diese schwachköpfigen Beatniks da – und Lois verpasst ihm eine in seinen guten alten lahmarschigen Marshmellow, und schon wischt auch er hopsend hinter uns den Hügel hinab.

Und unser Laster hebt und senkt sich wankend in einem Wetterleuchten rot-silberner DayGlo-Blitze, und ich bezweifle allen Ernstes, Cool Breeze, dass es heute in ganz San Francisco auch nur einen einzigen Bullen gibt, der dieses außer Rand und Band geratene Vehikel nicht vom Fleck weg als das identifizieren würde, was es ist – eine Guerillapatrouille des Bürgerschrecks LSD.

Die Bullen kennen die Szene mittlerweile in- und auswendig, wissen Bescheid über die Kostüme, die dope-strähnige Jesus-Mähne, die Indianerperlen, die indianischen Stirnbänder, die plumpen, bunten Eselsperlen, Tempelglöckchen, Amulette, Mandalas, Gottesaugen, fluoreszierenden Westen, Einhornhörner und die Duellhemden à la Errol Flynn; nur was die Schuhe anlangt, sind sie noch immer nicht auf den Trichter gekommen. In Sachen Schuhe kennen die Heads keine Gnade. Das Schlimmste, was man in ihren Augen anhaben kann, sind schwarzglänzende Schuhe mit Schnürsenkeln. Darüber erhebt sich eine ganze Hierarchie – obwohl praktisch jede Art von Halbschuh als unhip gilt – bis hinauf zu den Stiefeln, auf die alle Heads stehen: leichte, ausgefallene Stiefel, so bizarr wie nur möglich, oder,

wenn sie nichts Besseres kriegen können, englische Stiefel, wie sie die Mods tragen, aber *caliente* sind natürlich handgearbeitete mexikanische Dandystiefel mit waffenscheinpflichtigen Spitzen und extra schmal. Und jetzt stellt euch mal die Szene vor, als es dem FBI endlich gelang, Kesey hoppzunehmen: schwarze! glänzende! FBI-Schuhe mit ... Schnürsenkeln!

Wir haben noch ein Mädchen auf der Ladefläche, ein kleines dunkelhäutiges Ding mit vollem schwarzen Haar, das von allen Black Maria gerufen wird. Sie sieht wie eine Mexikanerin aus, aber sie spricht mich mit typisch sanftem kalifornischen Akzent an: »An welchem Tag bist du geboren?«

»Am zweiten März.«

»Ein Fisch«, sagt sie. Und dann: »Ich hätt' dich nie für'n Fisch gehalten.«

»Warum nicht?«

»Du machst 'n viel zu gesetzten Eindruck für'n Fisch.«

Ich versteh' schon, was sie meint: In ihren Augen gehöre ich nicht unbedingt hierher – man sieht mir meine mangelnde Distanzlosigkeit an –, und ich fange selbst schon an zu merken, dass ich hier nicht dazugehöre. Drüben in New York, meine liebe Maria, ehrlich, da hält man mich für ganz cool, für einen Dandy sogar. Aber hier in der Welt der Heads von San Francisco scheint man wegen eines blauen Seidenblazers, einer überbreiten Krawatte voller Clowns und eines Paares ... schwarzer ... glänzender ... Halbschuhe nicht gleich Beethovens Neunte anzustimmen. Lois mäht die Lahmarshmellows nieder, einen nach dem anderen; Cool Breeze verkriecht sich in die inneren Gefilde seines Gnomenfilzes; Black Maria, ihres Zeichens Skorpion, stöbert sich durch die Welt der Tierkreiszeichen; Stewart Brand fädelt den Wagen durch die gewundenen Straßen; Pailletten explodieren – und dabei passiert hier überhaupt nichts Besonderes, nur Alltagskram für die Welt der Heads von San Francisco; nichts

weiter als eine Routinefahrt, um die Bürgerleute von San Francisco ein wenig in Rage zu bringen, nur so im Vorbeifahren, nichts weiter als Seelenfutter für die Leute aus der Szene, während man nebenbei noch irgendeinem Typen aus New York einen Lift zum LAGERHAUS spendiert, wo alle auf den Häuptling, den Boss, den Chief warten, auf Ken Kesey, der bald aus dem Gefängnis entlassen werden soll.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich über Kesey noch nicht viel mehr, als dass er ein hoch angesehener 31-jähriger Romanschriftsteller war, der bis über beide Ohren in Drogentrappel steckte. Er hatte 1962 *Einer flog über das Kuckucksnest* herausgebracht (aus dem er dann 1963 ein Theaterstück gemacht hatte) und dann 1964 *Manchmal ein großes Verlangen*. Er wurde in einem Atemzug mit Joseph Heller, Philip Roth, Bruce Jay Friedman und einigen anderen jungen Romanciers genannt, von denen man sicher war, sie würden eines Tages zu den ganz Großen zählen. Dann war er zweimal wegen Drogenbesitz – Marihuana – verhaftet worden, im April 1965 und im Januar 1966, war dann nach Mexiko abgehauen, um der gesalzenen Strafe zu entgehen, die ihn womöglich erwartete. Bei ihm als Wiederholungstäter hatte das gut und gerne nach fünf Jahren ausgesehen. Eines Tages bekam ich zufällig einige Briefe in die Hand, die Kesey seinem Freund Larry McMurtry aus Mexiko geschrieben hatte – von dem stammt der Roman *Der Wildeste unter Tausend*, die Vorlage für den Paul-Newman-Film *Hud*. Die Briefe barsten vor Ironie und waren total überdreht; sie lasen sich wie eine Mischung aus George Ade und William Burroughs, erzählten von Verstecken, Verkleidungen, Paranoia, der Flucht vor der Polizei, von Marihuana und der Suche nach dem Satori, der Erleuchtung, in den Rattengebieten von Mexiko. Es gab da eine Passage im Stil von George Ade, in der dritten Person geschrie-

ben, als Parodie auf das, was die normale Borniwelt daheim in den Vereinigten Staaten jetzt von ihm denken musste:

»Um es kurz zu machen, dieser junge, gut aussehende, erfolgreiche und glücklich verheiratete Vater dreier lieber Kinder war ein von Ängsten getriebener Rauschgiftsüchtiger auf der Flucht, durch die er sich der gerechten Strafe zu entziehen suchte, die ihn wegen dreier schwerer Verbrechen und, Gott weiß, wie vieler anderer Delikte erwartete; eine Flucht, auf der er sich aus einer uralten Brandung auch gleich noch ein neues Satori zu formen gedachte – noch kürzer gesagt: der Mann war völlig übergeschnappt.

War er einst ein Athlet gewesen, dessen Ruf ihm gar einen Job als Linienrichter eingebracht hatte, ein Sportler, der sich mit der Elite der amerikanischen Ringer um den Titel balgen durfte, so wusste er jetzt nicht einmal mehr, ob er ein Dutzend Liegestütze zusammenbekam. Einst der Inhaber eines stattlichen Bankkontos, der die Taschen voll Geld gehabt hatte, konnte seine arme Frau jetzt zusehen, wie sie acht Dollar zusammenkratzen sollte, die sie ihm als Fluchtgeld nach Mexiko zu schicken hatte. Und dieser junge Mann, den man erst vor wenigen Jahren in das *Who's Who* aufgenommen und als Gastredner so erlauchter Zusammenkünfte wie der Jahresversammlung des feinen Wellesley Clubs in Dah-la geschätzt hatte, diesen Mann hätte man jetzt noch nicht einmal mehr auf einer Versammlung des VDC (Vietnam Day Committee) hören wollen. Wie konnte ein so vielversprechender junger Mann in so kurzer Zeit so tief in Elend und Schande versinken? Nun, die Antwort darauf lässt sich in einem einzigen kurzen Wort finden, meine Freunde, in einer einzigen nur allzu bekannten Silbe: ›Dope!‹

Und selbst wenn einige dieser irregeleiteten Befürworter derartiger Chemikalien ins Feld führen wollen, dass dieser Mann bereits vor seinem literarischen Durchbruch dem Drogenkon-

sum verfallen gewesen sei, so sei hier eines vermerkt: Seine literarische Potenz hatte sich schon lange vor dem Eintritt des sogenannten psychedelischen Elements in sein Leben gezeigt, nur waren vor diesem Zeitpunkt nicht die geringsten Anzeichen für die Art von schwachsinnigem Gedankengut zu sehen gewesen, das wir seither bei ihm konstatieren.«

Dazu hatte er noch hinzugefügt:

»(oh, jajaaa, säuselt der Wind
vor langer Zeit, vor langer Zeit –
die Balken knarren und die Wände haben Augen
... und es gibt eine Tür zu diesem Vogel
in dem ju-hungfreulichen Himmel
vor langer Zeit
oh, jajaaa, kichert die Brandung
vor langer Zeit, vor langer Zeit
flüstert von tiefen Dingen, die man gemordet,
als man das Böse bannte, und damit alle
Türen zu den Vögeln verschloss
vor langer Zeit.)«

Mir kam damals der Gedanke, nach Mexiko zu gehen, um ihn aufzustöbern und einen Artikel in der Art Junger-Romancier-auf-der-Flucht zu schreiben. Ich begann, mich umzuhören, wo er sich wohl in Mexiko aufhalten könnte. Zum Glück wusste in der New Yorker Szene damals jeder ganz genau, wo er steckte. Es war wohl das schicke Geheimnis jenes Sommers; man hatte es einfach zu wissen. Er ist in Puerto Vallarta. Er ist in Ajijic. Er ist in Oaxaca. Er ist in San Miguel de Allende. Er ist in Paraguay. Er hat gerade einen Dampfer von Mexiko nach Kanada genommen. Und jeder wusste es natürlich aus erster Hand.

Ich war immer noch dabei, mich umzuhören, als Kesey sich im Oktober wieder in die Vereinigten Staaten zurückschlich und auf der Küstenstraße südlich von San Francisco vom FBI gekascht wurde. Ein Beamter jagte die Straßenböschung hinab hinter ihm her, bekam ihn zu fassen, und man sperrte ihn ein. Also flog ich nach San Francisco. Ich ging ohne Umweg zum Bezirksgefängnis des San Mateo County in Redwood City, und die Szene im dortigen Warteraum ähnelte eher dem, was sich normalerweise am Bühneneingang auf der Rückseite des Music Box Theatre in New York abspielte. Es herrschte eine Atmosphäre freudiger Erwartung. Ich traf dort auch einen jungen Psychologen, Jim Fadiman, den Neffen von Clifton Fadiman, wie sich herausstellte; Jim und seine Frau Dorothy waren stillvergnügt dabei, drei I Ging-Münzen in den Buchrücken eines ewig dicken Schmökers über orientalische Mystik zu praktizieren; sie baten mich, Kesey doch irgendwie wissen zu lassen, dass die Münzen da drinnen waren. Mit von der Partie war außerdem noch eine mondgesichtige Brünnette namens Marilyn, die mir erzählte, dass sie als Teenager Groupie gewesen und mit den Wild Flowers, einer Rock 'n' Roll-Band, befreundet gewesen war; jetzt ging sie aber so gut wie ausschließlich mit Bobby Petersen. Nein, Bobby Petersen sei kein Musiker. Nach dem zu urteilen, was sie so erzählte, war er eine Art Heiliger. Er saß unten in Santa Cruz in U-Haft und versuchte sich gegen eine Klage wegen Drogenbesitzes – Marihuana – mit dem Argument zu verteidigen, er rauche Marihuana aus religiösen Gründen, für ihn sei es ein Sakrament.

Ich kam nicht ganz dahinter, was sie unter diesen Umständen im Wartezimmer des Gefängnisses vom San Mateo County zu suchen hatte, außer eben, dass, wie ich schon sagte, das Ganze hier ohnehin ziemlich nach einem Bühneneingang aussah, wo man auf Kesey, den Star, wartete, der noch drinnen war.

Ich hatte Knatsch mit den Wärtern, weil sie mich nicht zu Kesey lassen wollten. Es brachte den Bullen ja schließlich nichts ein, wenn sie mich mit ihm reden ließen. Ein Reporter aus New York – das bedeutete doch bestenfalls noch mehr Reklame für diesen in den Himmel gehobenen Beatnik. Genau das war Kesey für sie: nichts als ein besserer Beatnik, den man wegen zweier Drogenklagen am Wickel hatte. Und warum sollte man sich aus dem einen Helden machen lassen? Ich muss dazu sagen, dass Kalifornien wirklich fescche Bullen hat. Alle scheinen sie hier jung zu sein und hochgewachsen, blond, mit babyblauen Augen, so als wären sie eben aus einer Zigarettenreklame gestiegen. Ihre Gefängnisse sehen nicht aus wie Gefängnisse, zumindest nicht das, was man von ihnen als Normalbürger zu sehen bekommt. Helle Holztäfelung ist alles, was sie einem zeigen, Leuchtstoffröhren, sandfarbene Metallverkleidungen, die an Aktenschränke erinnern; man kommt sich vor wie im Prüfungsraum für Beamtenanwärter in einem neuen Postverwaltungsgebäude. Die Bullen selbst, adrett und korrekt wie frische Eiswürfel, haben einen cremigen kalifornischen Akzent. Und korrekt wie sie sind, ließen sie mich schließlich auch während der Besuchszeit zu Kesey. Ich hatte zehn Minuten. Zum Abschied winkte ich Marilyn und den Fadimans, der ganzen ausgelassenen Szene vor der Treppe, noch einmal zu; dann brachte man mich in einem Aufzug hinauf in den zweiten Stock.

Der Aufzug öffnet sich, und wir stehen in einem kleinen Besuchszimmer. Es ist irgendwie ulkig. Ich sehe eine Reihe von vier oder fünf kleinen Kabinen, die mich an die schalldichten Kabäuschen erinnern, die man früher im Fernsehen bei Quizshows sah; jede Kabine war mit einer dicken Glasscheibe versehen, und hinter jedem Fenster sitzt ein Häftling im knastblauen Arbeitshemd. Sie hocken da wie auf Eis gelegte Schellfische. Vor jedem Fenster gibt es eine kleine Theke, auf der ein Telefon steht.

Mit dessen Hilfe unterhält man sich hier. Ein paar Besucher sitzen bereits da, tief über diese Dinger gebeugt. Dann erspähe ich Kesey.

Er steht da, die Arme vor der Brust verschränkt und den Blick auf irgendeinen Punkt in der Ferne gerichtet, d. h. er starrt gegen die Wand. Er hat dicke Handgelenke und mächtige Unterarme, und die Art, wie er sie verschränkt hält, lässt sie gigantisch aussehen. Er sieht größer aus, als er in Wirklichkeit ist, vielleicht wegen seines Nackens. Er hat einen gewaltigen Nacken, und seine Sternocleidomastoideus-Muskeln wachsen ihm aus dem Gefängnishemd wie ein Paar Schiffstau. Kiefer und Kinn sind massiv. Er sieht ein bisschen wie Paul Newman aus, nur dass er viel muskulöser ist, eine dickere Haut hat und ihm dicke blonde Locken um den Kopf wuchern. Obendrauf ist er dagegen schon fast völlig kahl, aber irgendwie passt das gut zu seinem mächtigen Nacken und der allgemeinen Preisringererscheinung. Schließlich lächelt er ein wenig. Es ist komisch, aber in seinem Gesicht ist nicht eine einzige Falte zu sehen. Nach all den Verfolgungsjagden und dem Theater mit der Polizei sieht der Mann aus, als hätte er gerade drei Wochen in einem Kurbad hinter sich; heiter und gelassen, ehrlich.

Dann nehme ich meinen Telefonhörer, und er nimmt den seinen, und das Ganze ist wie eine Szene aus *Moderne Zeiten*. Wir sind kaum einen halben Meter voneinander entfernt, aber uns trennt eine Glasscheibe von der Stärke eines Telefonbuchs. Wir könnten ebenso gut in verschiedenen Kontinenten sitzen und uns über ein Videotelefon unterhalten. Im Apparat knistert es fürchterlich, und der Ton ist miserabel, besonders wenn man bedenkt, dass der halbe Meter, den es hier zu überbrücken gilt, nun wirklich nicht die Welt ist. Selbstverständlich ging man davon aus, dass die Polizei alle Gespräche mithörte. Ich wollte ihn über seine Tage auf der Flucht in Mexiko befragen. Der Titel

meiner Story lautete immer noch: *Junger Romancier acht Monate auf der Flucht in Mexiko*. Aber auf all das konnte er über diese bizarre Verbindung wohl kaum näher eingehen, und außerdem hatte ich ja nur zehn Minuten. Ich packe meinen Notizblock aus und fange an, ihm Fragen zu stellen – einfach querbeet. In der Zeitung hatte gestanden, er hätte gesagt, es wäre an der Zeit, dass die psychedelische Bewegung »über LSD hinauswachse«, sich »jenseits des Acid« begeben. Das sollte er gesagt haben, also fragte ich ihn danach. Dann fing ich an, wie ein Verrückter in Kurzschrift in mein Notizbuch zu kritzeln. Ich konnte sehen, wie sich einen halben Meter von mir entfernt seine Lippen bewegten. Seine Stimme knackte über die beknackte Leitung, als käme sie aus Brisbane. Das Ganze war völlig verrückt. Es war, als machten wir zusammen Gesichtsgymnastik.

»Meiner Ansicht nach«, sagte er, »ist es an der Zeit, die Reifeprüfung abzulegen, das, was bisher passiert ist, abzuschließen, darüber hinauszugehen, zu was Neuem vorzudringen. Die psychedelische Welle begann vor sechs oder acht Monaten, als ich nach Mexiko ging. Sie ist in der Zwischenzeit zwar enorm gewachsen, aber sie hat sich nicht weiterentwickelt, sie tritt auf der Stelle. Das was ich gesehen habe, als ich zurückgekommen bin, ist das Gleiche wie das, was ich gesehen habe, als ich wegging. Es ist alles nur größer, das ist alles –« Er spricht leise und mit dem beinahe astreinen Akzent des Menschen vom Land. Und über die zwei Fuß lange Leitung kracht und raspelt es, als reibe sich einer Parmesan über unser Gespräch; und er redet und redet:

»... es ist nichts Kreatives passiert«, sagt er, »und ich glaube, mein Beitrag wird darin bestehen, den nächsten Schritt vorzubereiten. Ich glaube nicht, dass wir eine Bewegung weg von den Drogen kriegen, solange es nicht auch etwas gibt, auf das wir uns zubewegen können ...«

– und all das in einem einfachen ländlichen Akzent und über irgendetwas, von dem ich – ich will mal ehrlich sein – verdammt noch mal kein einziges Wort kapiere. Dazwischen immer wieder irgendwelches Kryptozeugs, obskure Aphorismen. Ich sage ihm, dass ich gehört hätte, er wolle nicht mehr schreiben. Warum?

»Ich bin lieber Blitzableiter als Seismograph«, sagte er.

Er sprach über etwas, das er »Acidtest« nannte, und über Ausdrucksformen, in denen es keine Trennung mehr zwischen ihm und seinem Publikum geben würde. Alles würde zu einer einzigen großen Erfahrung verschmelzen, bei der alle Sinne weit offen sein müssten: Worte, Musik, Licht, Klänge, Berührungen – *Blitze*.

»Meinen Sie so etwas in der Art, wie es Andy Warhol in New York macht?«, fragte ich ihn.

... Pause ... »Ich will euch ja nicht zu nahe treten«, meint Kesey schließlich, »aber New York ist mindestens zwei Jahre hintendran.«

Das sagt er mit unendlicher Geduld, mit einer Art Höflichkeit, wie man sie tatsächlich zuweilen auf dem Land findet, so als ob ... ich will ja nicht unhöflich sein zu euch Jungs aus der Stadt, aber hier bei uns herüben sind einige Sächelchen abgelaufen, auf die würdet ihr in euren kühnsten Träumen nicht kommen, nicht in 'ner Million Jahre, Alter, das sage ich dir ...

Meine zehn Minuten waren abgelaufen, und schon stand ich wieder vor der Tür. Ich hatte nichts erreicht außer meiner ersten Berührung mit einem merkwürdigen Phänomen, jenem seltsamen hinterwäldlerischen Charisma, der Kesey-Präsenz. Ich hatte nichts anderes zu tun, als die Zeit totzuschlagen und zu hoffen, dass Kesey irgendwie gegen Kautions auf freien Fuß kommen würde, damit ich mich weiter mit ihm unterhalten konnte, um weite-

re Einzelheiten für Flüchtling in Mexiko zu erfahren. Dies schien zu diesem Zeitpunkt jedoch verdammt viel verlangt, denn immerhin hatte Kesey zwei Marihuanaklagen am Hals und sich außerdem schon einmal über die Grenze hinweg aus dem Staub gemacht.

Also mietete ich mir einen Wagen und fing an, in San Francisco herumzugondeln. Komischerweise sind meine stärksten Erinnerungen an San Francisco diejenigen, wie ich in meinem gemieteten Wahnsinnsschlitten die Hügel der Stadt hinauf- oder hinunterröhre, auf die Schienen der Kabelbahn gleite und wieder herunter; wie ich zum North Beach hinunterschippere, dem legendenumwobenen North Beach, der altehrwürdigen Heimat der Westküstenboheme: Haufenweise hatten hier große Namen wie Big-Daddy-was-weiß-ich abgehangen; der ernsthafte Bohemien deckte sich nach wie vor bei Cost Plus Imports mit Handgewerkeltem aus aller Welt ein, und die langhaarige kleine Ostküstenprotestantin oder die knackige kleine Jüdin trieb es feste mit jungen und hippen Briketts. Aber jetzt lag der North Beach bereits in den letzten Zügen. Es war letztlich nur noch eine Anhäufung von Stripschuppen. Im berühmten Hauptquartier der Beat Generation, dem City Lights Bookstore, hockte Shig Murao, der japanische Wichtigtuer vor Ort, mit finsterner Miene herum, und der Bart, der ihm aus dem Gesicht stand, sah aus wie Stechginster und Farn auf der Planzeichnung eines Architekten. Mit gebeugten Schultern hing er neben der Ladenkasse über einer Gesamtausgabe von Kahlil Gibran, während eine zu einem Kongress in die Stadt gekommene Ladung spesenritternder Kasenzahnärzte zwischen zwei Stripeinlagen auf der Suche nach den legendären Beatniks in seinem Laden die Schmöker befinagerten. Das Topless war jetzt die Attraktion: Oben-ohne am North Beach mit Stripperinnen, die sich ihre Brüste mit Silikoninjektionen aufpumpten.

Die Action, das heißt die hippen Cliques, die hier ursprüng-

lich den Ton angegeben hatten, diese Action war jetzt samt und sonders nach Haight-Ashbury umgesiedelt. In kürzester Zeit würden sich auch dort die Leithammel etablieren, die zu jeder erfolgreichen Boheme gehören, und kolonnenweise würden Autos voll gaffender Touristen Stoßstange an Stoßstange das Viertel durchkreuzen, und natürlich würden die Busse von der Stadtrundfahrt nicht fehlen: »Und hier befinden wir uns ... dem Zuhause der Hippies ... dort drüben sehen Sie übrigens gerade einen«, und dann würden auch die Schwulen und die schwarzen Nutten, die Buchhandlungen und Boutiquen hier ihren Einzug halten. Haight-Ashbury und die LSD-Schlucker, die Acid Heads, waren der letzte Schrei.

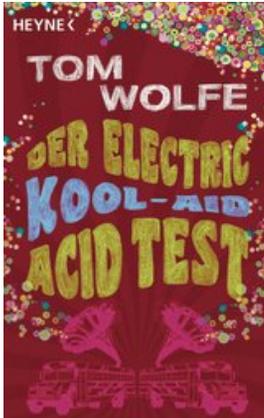
Aber nicht nur der North Beach lag im Sterben. Das ganze hippe Leben alten Stils – Jazz, Kaffeehäuser, Bürgerrechte (›Lad-ein-Brikett-zum-Dinner-ein‹), Vietnam, das alles war mit einem Mal moribund, wie ich feststellen musste; sogar bei den Studenten von der Universität in Berkeley, die auf der anderen Seite der Bucht San Francisco gegenüberliegt, und die das Herz der »Studenten-rebellion« gewesen war, und so weiter. Es war schon so weit gekommen, dass es in der hippen Szene noch nicht einmal mehr Schwarze gab; nicht einmal mehr als Galionsfiguren oder Alibis. Es war unglaublich: Schwarze, Briketts, die eigentliche Seele all dessen, was Hip-sein bedeutete, des Jazz, der ganzen hippen Sprache: »man« und »like« und »dig« und »baby« und »scarf« und »split« und »later« und »so fine«, die Seele der Bürgerrechtsbewegung und dessen, was es bedeutete, als braves erzamerikanisches Töchterlein mit dem Abschluss einer pikfeinen Mädchenschule wie dem Reed College in der Tasche am North Beach oder unten in der Mason Street einzuziehen und es mit Schwarzen zu treiben; all das ausgefeilte Händeschütteln, Betatschen und Schulterklopfen, der gute alte Brauch, eimerweise seine Seele über den Briketts auszukippen – alles aus, vorbei, einfach unglaublich.

So begann ich also, den Trends hinter all dem Auf und Ab, den Zuckungen der Bohemeszene San Franciscos auf die Schliche zu kommen. In der Zwischenzeit – es grenzte fast an ein Wunder – waren Kesey drei junge Anwälte – Pat Hallinan, Brian Rohan und Paul Robertson – so weit, Kesey gegen Kautionsfreizubekommen. Sie versicherten den Richtern des San Mateo County sowie denen in San Francisco, dass Herr Kesey ein dem Wohle der Öffentlichkeit äußerst dienliches Projekt im Auge hätte. Er sei mit der ausdrücklichen Absicht aus seinem Exil zurückgekehrt, in der Winterland Arena von San Francisco ein gigantisches Treffen aller Heads und Hippies einzuberufen, um DEM JUGENDLICHEN zu sagen, er solle die Finger vom LSD lassen, weil das ganz, ganz gefährlich sei und ihm davon womöglich das bisschen Grips im Hirn schmolz. Es sollte eine richtige Zeremonie werden, bei der sich alle feierlich vom LSD lossagen sollten: eine Art Reifeprüfung. Sie sollten sich ihr Leben »jenseits vom Acid« einrichten. Das war wohl genau das, wovon Kesey auch mir gegenüber gesprochen hatte, nehme ich an. Zur gleichen Zeit gaben sechs von Kesey's engsten Freunden aus der Gegend von Palo Alto ihre Häuser als Sicherheit für eine Gesamtsumme von 35000 Dollar Kautions, die am Bezirksgericht von San Mateo hinterlegt werden sollte. Ich kann mir vorstellen, dass sich die Richter ausrechneten, dass sie Kesey damit so oder so am Wickel hatten. Wenn er sich jetzt, während er auf Kautions draußen war, aus dem Staub machte, dann wäre das ein derart mieses Verhalten gegenüber seinen Freunden – es würde sie immerhin ihr Zuhause kosten –, dass Kesey als Drogenapostel oder was auch immer ein für alle Mal unten durch wäre. Und wenn er nicht stiften ging, dann hatte er sich schließlich verpflichtet, mit DEM JUGENDLICHEN zu sprechen – und das wäre noch besser. Wie auch immer, was zählte war, dass Kesey auf dem Weg in die Freiheit war.

Dieses Szenario war in Haight-Ashbury selbst jedoch nicht allzu populär. Ich fand schnell heraus, dass die Szene der Heads in San Francisco schon zu einer derart umfangreichen Bewegung geworden war, dass Keseys Rückkehr und sein Plan, sich vom Acid loszusagen, unter den Heads die erste große politische Krise ausgelöst hatte. Alle Augen waren jetzt auf Ken Kesey und seine Truppe gerichtet, die unter dem Namen The Merry Pranksters – Die lustigen Schelme – firmierte. Tausende von jungen Leuten zogen nach San Francisco, um ein Leben zu führen, das auf LSD und dem ganzen psychedelischen »Ding« basierte. »Ding« war das wichtigste abstrakte Wort in Haight-Ashbury. Es konnte einfach alles bedeuten: Ismen, Lebensstile, Gewohnheiten, Neigungen, Sachen, für die man sich engagierte oder einfach Fortpflanzungsorgane. »Ding« und »Freak«! »Freak« bezog sich auf Stile und Obsessionen, so wie in »Stewart Brand ist ein Indianerfreak« oder »die Welt der Tierkreiszeichen – das ist ihr *freak*«; oder es bezog sich einfach auf einen Head in voller Montur. Das Wort hatte dabei keinerlei negative Konnotationen. Wie auch immer, die Heads hatten einige Wochen zuvor im Golden Gate Park, am Fuße des Hügels, auf dem Haight-Ashbury liegt, ihr erstes großes »Be-in« abgehalten. Dahinter steckte der ironische Gedanke, eine Gedenkfeier anlässlich des Tages abzuhalten, an dem man LSD in Kalifornien zur illegalen Substanz erklärt hatte. Hier hatten sich alle »Stämme« versammelt, alle Gruppen der Stadt. Alle Freaks kamen und machten ihr »Ding«. Ein Head namens Michael Bowen hatte die Kiste organisiert, und Tausende von Heads kamen zusammen, alle in ihren Kostümen, mit klingelnden Glöckchen, singend, ekstatisch tanzend, und dröhnten sich auf die eine oder andere Weise zu; sie zeigten den Bullen ihre satirischen Lieblingsgesten, reichten ihnen Blumen, begruben die Mistkerle unter saftigen Blütenblättern, die vor Liebe nur so troffen. Oh Mann, Tom, das

Ding war einfach absolut irre, der absolute Kurzschluss: Tausende von drogenverliebten Heads waren gekommen und brachten den Bullen das Staunen bei; und jeder fühlte sich wie auf einer Fiesta der Liebe und der Euphorie. Sogar Kesey, der damals noch auf der Flucht gewesen war, hatte sich hergewagt und eine Zeit lang unter die Menge gemischt, und dann waren plötzlich alle eins, Kesey eingeschlossen – und jetzt kommt er aus heiterem Himmel daher, in den Klauen des FBI und anderer Superbullen, er, Kesey, *der* Name in unserem Leben, und gibt die Parole aus, es sei an der Zeit, die Reifeprüfung abzulegen und sich vom LSD loszusagen. Was soll denn das? Will er sich auf einmal feige abseilen, oder was ist da los? Die Stoppt-Kesey-Bewegung bekam auf einmal sogar Anhänger innerhalb der hippen Szene.

Wir schippern in unserem abgefahrenen Laster am LAGERHAUS vor und – nun, zunächst einmal fange ich an zu kapiern, dass Leute wie Lois und Stewart und Black Maria durchaus den gesetzteren, kopflastigeren Teil der Merry Pranksters darstellen. Das LAGERHAUS steht in der Harriet Street zwischen Folsom und Howard. Wie fast das gesamte übrige San Francisco ist auch die Harriet Street eine Ansammlung von weiß gestrichenen Holzgebäuden mit Erkerfenstern. Aber sie liegt mitten im Vergnügungsviertel von San Francisco, und trotz all der Farbe sieht es hier aus, als wären vierzig Säufer in den Schatten gekrochen, krepirt, schwarz geworden, aufgedunsen und explodiert – und als hätten sie dabei einen solchen Schwall von Korkenzieherbakterien in die Gegend geschleudert, dass die in jedes einzelne Brett dieser Straße gefahren waren, in jede einzelne Latte, jeden Spalt, jeden Splitter und jede einzelne fleckige Farbflocke. Das LAGERHAUS selbst entpuppt sich als eine Garage im Erdgeschoss eines verlassenen Hotels. Zuletzt kommerziell genutzt hatte die Räumlichkeiten eine Großbäckerei. Wir fahren an die Garage



Tom Wolfe

Der Electric Kool-Aid Acid Test

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40621-6

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2009

Amerika in den frühen Sechzigerjahren: LSD-Experimente, San Francisco, Blumenkinder. Und eine Busreise, wie es sie nie zuvor gegeben hat und nie mehr geben wird. 1968 beschrieb Tom Wolfe die Reise von Ken Kesey und seinen „Merry Pranksters“ in seinem legendären Klassiker. Ein Buch, welches längst als Neues Testament der Hipster-Mythologie gilt.